

# I Zur Heimatlosigkeit eines Bedürfnisses

Wer von uns weiß nicht von Momenten im Leben zu berichten, in denen wir getröstet werden wollten? Das Verlangen nach Trost fängt bereits im Kleinen an. Das weinende Kind, das sich wehgetan hat, schreit zwar der Schmerzen wegen, aber verlangt gleichzeitig und laut nach Trost. Die Trostanlässe werden jedoch alsbald ernster und schwerwiegender. Der unwiederbringliche Verlust einer geliebten Person stürzt in Verzweiflung, weil ihrem Weggang nicht abgeholfen werden kann. Der Lebensplan ist durch ein schlimmes Widerfahrnis durchkreuzt worden, ein Unglück hat uns aus der Bahn geworfen, die Rückkehr zu einem Vorher ist ausgeschlossen. In dunkler Trostlosigkeit will jedoch niemand zurückbleiben. Deshalb halten wir im Stillen Ausschau nach Trost und hoffen darauf, nicht alleingelassen zu werden. Aber auch jene Zukunftsaussichten, die weit über das persönliche Befinden hinausgehen – die globalen politischen Wirrnisse und Krisen, der ökologische Notstand unserer Welt, die Gefährdung des Weiterlebens auf unserer Erde –, alle diese Herde der Verunsicherung und der existenziellen Bangigkeit wollen nicht ohne eine Aussicht auf Trost bleiben. Das Bedürfnis nach ihm scheint allgegenwärtig, denn seine Anlässe sind vielfältig. Wir suchen immer wieder nach »Geborgenheit im Schlechten« und wollen für eine Weile »der Welt entsunken«<sup>8</sup> (Peter Strasser) sein.

Dennoch besitzen sowohl das Trostbedürfnis als auch das Trösten eine schlechte Reputation. Der »falsche Trost« liegt uns eher auf der Zunge als die Sprache des gelungenen Tröstens. Der Verdacht falscher Versprechungen liegt nah. Das »Trostpflaster« gilt als Leugnung der Tiefe oder Größe einer seelischen Wunde, als Verharmlosung psychischen Leidens. Die religiöse Tröstung scheint ausgezehrt zu sein. Vermutlich kennen wir den »Kelch des Leidens«, falls das Christentum uns in Grundzügen vertraut geblieben ist, aber wer verfügt in seiner Sprache noch über die Metapher vom »Becher des Trostes«? Wer pilgert noch zu der Gottesmutter Maria, der Trösterin der Betrübten (Maria Consolatrix afflictorum), und nicht nur auf dem Jakobsweg als Weg zur Selbstfindung? Erst recht hat die Rede von der »Verströstung« den Ruf des Trostes gehörig ramponiert, um nicht zu sagen desavouiert. Es werden Ablenkungen vermutet, wo tatkräftiges Handeln angeblich erforderlich wäre. Der Verdacht wird auf Strategien des Einverständnisses mit den schlechten Verhältnissen gelenkt, wo in Wahrheit der schonungslose Blick auf die schlimme Lage nottäte.

Wer zu trösten beabsichtigt, hege trübe Intentionen, nämlich die Unmündigkeit des Adressaten aufrechtzuerhalten und den schlechten Status quo zu konservieren. Ist der Trost nicht längst von der berühmten Invektive Karl Marx', »Religion« mitsamt ihrer Trostambitionen sei »Opium des Volkes«, schwer kontaminiert worden? Bestätigt und besiegelt der Trost nicht unsere Ohnmacht, unser teils selbst verschuldetes Unvermögen, das Ungute zu wenden? Gehört der Trost nicht zum Vokabular der Gestrigen, der Advokaten der Passivität und der deplatzierten Einwilligung, also der Resignation am falschen Ort? Ist, wer zu trösten unternimmt oder sich trösten lassen möchte, »nicht ganz bei Trost«?

In Zeiten eines entfesselten Aktivismus, der entschiedenen und progressiven Selbst- und Weltumgestaltung und angesichts des Imperativs, Reichweitenvergrößerung sei als Grundmotiv unse-

res Daseins zu betrachten, haftet dem Trost etwas Unmodisches, besser – etwas *Unmodernes* an. Sind in schweren Lebensumständen nicht eher Aufheiterung und Aufmunterung angesagt? Wo Letztere keine Aussicht auf Erfolg haben, sei doch eher eine zwischenzeitliche Besänftigung und Linderung des Schreckens an der Tagesordnung, die Verabreichung eines Labsals für die Seele, ein sanftes Narkotikum vonnöten, bis wir wiederum hellwach und frohgemut voranschreiten? Warum sollten wir nicht zu Mitteln des Gedächtnisverlusts greifen, die uns zumindest kurzweilig in eine andere, angeblich bessere Welt entführen, neue Energien sammelnd für den Weg, der vor uns liegt? Hat unser therapiefreudiges Zeitalter nicht längst Auswege aus der vermeintlichen Trostlosigkeit freigelegt? Ist ein Heilungsversprechen angesichts einer persönlichen Katastrophe denn keine Option?

Diese blanke Zuversicht geht aber an den Realitäten des menschlichen Lebens vorbei. Es gibt Dinge, die *nicht* rückgängig oder ungeschehen gemacht werden können. Etwas kann nicht restituiert werden. Es stellen sich Verluste ein, die im Grunde irreparabel sind. Wir befinden uns in einer Situation, in der *das Helfen nicht länger hilft*. Uns vermag kein Ratschlag aufzumuntern, denn wir sind in einer Lage, in der wir »nicht mehr können können« (Emmanuel Lévinas). Es hat sich eine tief sitzende Verletzung in unsere Seele eingenistet, eine Daseinerschöpfung ungekann-ten und ungeahnten Ausmaßes ist eingetreten, eine verzweifelte Lebensmüdigkeit hat sich eingestellt, die von Aussichtslosigkeit und Hoffnungslosigkeit gespeist wird. Uns ist buchstäblich nicht mehr zu helfen. Die Empfehlung, Pfade des Vergessens und der Betäubung einzuschlagen, mögen zwar zu einer vorläufigen Erleichterung führen, aber das Trostbedürfnis will nicht abgewürgt werden. Der Ratschlag, die Leidensursache beiseitezuschieben und so zu tun, als gäbe es sie nicht, greift nicht. Ihr Stachel, der sich in unserem Fleisch verhakt hat, lässt sich nicht entfernen. Wir

können das Leiden nicht wegwünschen. Trostbedürftig sind wir immer wieder, aber wir wissen nicht mehr, woher der Zuspruch des Trostes kommen sollte. Und vielleicht ist der Trost in der Tat zu einem vergessenen und verlorenen Begriff, zu einem Fremdling in unserem Vokabular geworden.

Diese Heimatlosigkeit hat tiefe Wurzeln in der Kultur der Moderne. Es wäre allerdings ein Fehler, angesichts dieser Diagnose allzu schnell den Stab über das Zeitalter zu brechen. Die Ursachen vielfachen Leidens konnten im Laufe der letzten zwei Jahrhunderte stets wirksamer bekämpft werden. Die westliche Moderne darf darüber hinaus als das Zeitalter notwendiger Emanzipation aus Abhängigkeitsverhältnissen und Unterdrückung gelten. In dieser Epoche einschneidender Selbst- und Weltumgestaltung wurden mancherlei Freiheiten errungen, die in Zukunft hoffentlich nicht rückgängig gemacht werden. Wir sind selbstbewusst und hoch motiviert in einer Kultur unterwegs, die uns dazu auffordert, uns unentwegt neu zu entwerfen, Grenzen zu verlegen, keinerlei Etappe selbstbestimmter Daseinsgestaltung zu verpassen, die Reichweite unserer Freiheiten zu erweitern, die Qualität unseres Gefühlshaushalts zu steigern.

Längst jedoch ist dieser Vorwärtsdrang ins Stolpern geraten, das Ideal hat seine Strahlkraft eingebüßt. Die tückische Dynamik, die diesem drohenden Scheitern zugrunde liegt, ist verhältnismäßig leicht zu entziffern. Je energischer wir uns nämlich optimieren und uns der pausenlosen Eigengestaltung widmen, umso öfter werden wir mit Frustrationen und Phasen der Erschöpfung, mit Selbstvorwürfen und Schuldgefühlen wegen unseres angeblichen Versagens, wegen unseres Leistungsdefizits konfrontiert. Das Misslingen ist immer in Reichweite, sobald wir uns dazu verrieben haben, »Lebensunternehmer«<sup>9</sup> zu werden.

Mit den positiven Emotionen, in deren Einzugsbereich wir leben wollen, geht nämlich ein ganzer Schweif negativer Emotio-

nen einher. Wir streben nach Erfüllung, Lust, Glück, Freude und Befriedigung. Damit wir aus diesem Reservoir schöpfen, müssen wir uns höchst arbeitsam den Kriterien dieses Lebensideals unterwerfen. Wir sind nie fertig, nie erfüllt genug, immer auf der Stufenleiter nach »positiveren positiven« Gefühlen unterwegs. Aber diese Übung in Selbstoptimierung fordert ihren Preis. »Die Paradoxie dieser um positive Emotionen zentrierten Lebensform«, so Andreas Reckwitz, »besteht jedoch darin, dass sie so unbeabsichtigt wie systematisch und in gesteigertem Maße negative Emotionen hervorbringt: Enttäuschung und Frustration, Überforderung und Neid, Wut, Angst, Verzweiflung und Sinnlosigkeit. An die Unterseite der Positivkultur der Emotionen ist gewissermaßen eine Realität negativer Affekte geheftet, die es gar nicht geben dürfte, die aber umso hartnäckiger an ihr klebt. Für den Umgang mit diesen negativen Emotionen fehlt in der spätmodernen Kultur jedoch der legitime Ort.«<sup>10</sup>

Falls sie das Haupt erheben, stehen Batterien von Therapeuten, Lebensberatern und pharmazeutisch geschulten Interventionisten bereit, die versprechen, uns aus der Klemme zu befreien. Und in aller Regel kommt das systemische Gerüst dieser Negativitäten – die unerbittliche Logik der ökonomischen und sozialen Anforderungen – ungeschoren davon. Die Strukturen, in denen die Einzelnen verzweifeln, bleiben unangetastet. Es ist das Individuum, das sich zurück auf die alte Schnellstraße begeben soll, nachdem es das unfreiwillige Intermezzo zu seiner Regenerierung optimal genutzt hat. Es fällt uns offenbar unendlich schwer, anzuerkennen, dass unser Leben verschattete Bereiche kennt, die sich *nicht* aufhellen lassen, weil ihre Farbskala bis ins Tiefschwarze hinabreicht.

Es wäre gewiss voreilig, mit Michael Ignatieff davon zu sprechen, dass in unserem Zeitalter ein »Aufstand gegen den Trost – und das Leiden« stattgefunden habe. Ein *Vergessen* des Trostes war gleichwohl in dessen Dynamik angelegt. Dieser galt als Relikt

einer Vergangenheit, die von Ohnmacht und Umgestaltungsarmut geprägt war, unfähig, an den schiefen Verhältnissen zu rütteln. Ihr blieb offenbar nur die Zuflucht in die Trostgefilde. In der Moderne hat sich eine wachsende Trostschaam ausgebildet. Wer nach Trost schießt, kaschiert nur seine Trägheit und sein Unvermögen, die Dinge zum Besseren zu wenden.

Diese Auffassung ist jedoch anthropologisch naiv. Die Daseinsbedingungen des Menschen sind seit jeher andere, als dieser flache Optimismus meint. »Es gibt«, so Ignatieff, »einfach zu viele Erfahrungen von Leid, vor denen uns die beste Politik der Welt nicht bewahren kann, zu viele Krankheiten der Seele, gegen die Medizin und Psychotherapie hilflos sind.«<sup>11</sup> Als lebten wir unter einem Schirm, der uns von Misslichkeiten, Unglück und Schicksalsschlägen fernhält, versuchen wir, *endlichkeitsignorant* zu leben. Als Athleten des Vorwärtkommens spüren wir eine uns nahezu zur zweiten Natur gewordene Aversion gegen die dunkle Seite unserer Existenz, gegen die konstitutive Schwäche, die uns Menschen *auch* kennzeichnet. Wir sollten nach Möglichkeit nicht ruhen und rasten. Untätigkeit<sup>12</sup> gilt als Sünde gegen den Zeitgeist. »Das Kulturprimat der Unruhe« (Ralf Konersmann)<sup>13</sup> hält uns auf Trab. Dazu angehalten, den Vorwärtsmodus nicht erschaffen zu lassen, keine Verlangsamung zu riskieren und zu diesem Zwecke uns gegebenenfalls mit den nötigen Stimulanzien auszustatten, werden die Signale, dass unser Leben sich als *endlichkeitsgeprägt* erweist, geflissentlich überhört.

Die gegenwärtige Variante der Generalmobilmachung erhält ihre Dynamik aus Propagandatechniken, die das martialische Gehabe der alten Kriegsideologien weitgehend abgestreift haben, und uns einreden, sie bezögen sich lediglich auf unsere vorhandenen Bedürfnisse. Es ist hier die Rede von der Werbung, die uns in Konsummenschen verwandelt hat. Wir machen mit Bedürfnissen Bekanntschaft, welche uns vor dem Zugriff der Reklame noch

unbekannt waren, die uns verlockt, Dinge zu kaufen, die wir bei Verstand nicht einmal wollen. Die Werbung stellt ein euphemistisches Medium »par excellence« dar, welches die Welt in eine rosa beleuchtete Szene verwandelt, auf der strahlende, enthusiastische und beglückte Subjekte weitstanzähnliche Choreografien aufführen, orchestriert durch neue Partituren für den Selbst- und Weltverzehr. Sehr genau hat bereits vor einem knappen halben Jahrhundert Günther Anders die passende Diagnose des sich damals erst anbahnenden Konsumzeitalters bereitgestellt:

»Unsere Welt ist, und zwar von vornherein, ein Universum von Werbungen. Es besteht aus Dingen, die sich anbieten und die uns auffordern. Werbung ist ein Modus unserer Welt. In ontologischer Sprache: Als ›seiend‹ setzt sich allein dasjenige durch, als ›seiend‹ wird allein dasjenige anerkannt, was im bellum omnium contra omnes stärkere Exhibitions- und Attraktionskräfte ausstrahlt als anderes. Negativ formuliert: Dasjenige, was nicht wirbt, was nicht ruft, was sich nicht zeigt, was am Lichte der Reklame nicht teilhat, das hat keine Kraft, uns zu reklamieren, das nehmen wir nicht wahr, das erhören wir nicht, das machen wir nicht mit, das erkennen wir nicht, das verwenden wir nicht, das verzehren wir nicht – kurz: das bleibt ›ontologisch unterschwellig‹.«<sup>14</sup>

Schmerzen und Leiden sind aber werbeunfähig. Sie sind reklameuntaugliche Realitäten, die unmissverständliche Hinweise auf die andere Seite unserer Existenz darstellen. Ihre Exhibitionskraft ist gering: Wer Schmerzen hat, erst recht wer leidet, neigt nicht zur Zurschaustellung, zur Exhibition seiner Befindlichkeit. Noch minimaler ausgeprägt ist die Attraktionskraft seines Zustands. Wer leidet, tendiert, sich zu verbergen, sich unsichtbar zu machen, sich zu verkriechen. Er ist nämlich zu einer unerträglichen Intimität mit sich selbst gezwungen worden.

In der Welt der Werbung ist die Stimme des Schmerzes kaum hörbar, bestenfalls als ein kurzes Unwohlsein, das durch die Zau-

berkräfte des angepriesenen Therapeutikums – nachdem »Sie Ihren Arzt oder Apotheker gefragt haben« –, schnellstens gebannt wird. Werbung ist schmerztaub, ohne Leidensresonanz. Die Sichtbarkeit des Leidens findet dort erst recht keine Bühne. Das Leiden ist zur Tabuzone der Reklame geworden. Strauchelnde Menschen, die um den Erhalt ihres Lebens ringen, sind dort unerwünscht und nicht vorgesehen. Ganze Bereiche ontologisch unterschwellig bleibenden Lebens müssen ausgeblendet werden. Im Lichtkegel der Aufmerksamkeit ist für sie kein Platz reserviert.

Dass die Werbung nicht willens ist, die Schattenseiten unseres Daseins zu präsentieren, mag nicht überraschen. Zum Problem wird die Reklame jedoch, sobald wir unser Leben gemäß ihrer Textur einrichten und deren Grammatik die Erzählweise unserer Existenz zu bestimmten beginnt. Nun finden Diktatübungen unter ihrer strengen Ägide statt, wobei die Fehlerquote, welche die Unzulänglichkeit unserer bisherigen Leistungen aufzeigt, nicht gering zu veranschlagen ist. Konsumschwäche wird hier als Charakterschwäche gewertet. »Ontologisch unterschwellig« müssen unter ihrer sanft anmutenden, aber unerbittlichen Herrschaft ganze Teilbestände unserer Biografien unsichtbar werden.

Ebenso »ontologisch unterschwellig« ist der Trost geworden. Er ist zu einem Phänomen mutiert, das uns aus dem Jammertal der Erfolglosen und der Zu-kurz-Gekommenen, der Hilf- und der Mutlosen, der mit Krankheit Geschlagenen und der von Not Betroffenen entgegönt. »Der Trostpreis ist heute der Preis, den wir nicht gewinnen wollen. Eine Kultur, die dem Erfolg nachjagt, schenkt dem Scheitern, dem Verlust, dem Tod keine große Aufmerksamkeit. Trost brauchen nur die Verlierer.«<sup>15</sup> Solchermaßen disponiert und aufs Gelingen getrimmt, entsteht eine Art *Schamkultur* des Trostes. Wer seinen Trostbedarf unbedacht artikuliert, muss damit rechnen, dass er sich als Bewohner des unschönen Hauses der Verlierer und der Zurückgebliebenen offenbart. Unter

Umständen unterlässt er dies wohlweislich, weil er eben frühzeitig gelernt hat, sich seines Trostbedarfs wegen zu schämen.

In einer Kultur, in der der ökonomische Wettbewerb und der sportliche Wettkampf sich gegenseitig anfeuern<sup>16</sup>, und wir uns einer schwarzen Pädagogik der Höchstleistungen verschrieben haben, ist das Trostbedürfnis des Menschen längst zu einer Marginalie geworden. Im Haupttext kommt er nicht länger vor. Es gilt als antiquiert, nach Trost zu verlangen, als *Eingeständnis der Kapitulation*. Wie gesagt: Sein Ruf ist schwer ramponiert. Der Begriff des Trostes scheint zur verstaubten Semantik der Vormoderne zu gehören, zum Arsenal einer Welt, in der die Klage ihre traurigen Gesänge anstimmte, und der Trost eine ohnmächtige Antwort gab, weil man sich nicht anders zu helfen wusste. Er ist zu einem Relikt, zu einem lästigen Überbleibsel aus Zeiten geworden, als die wirksame Bekämpfung von Schmerzen oder die erfolgreiche Wendung psychischer Erkrankungen ins Erträgliche noch nicht gelingen konnte. Wir täuschen uns jedoch gehörig, wenn wir dieser Mär glauben.

Gerade unter den Bedingungen hochtechnologisch und ökonomisch befeuerter Selbst- und Weltveränderung zeigt sich die Endlichkeit des Menschen umso unerbittlicher. Keine Supermedizin wird uns so ausstatten können, dass wir gänzlich unverletzt die Herausforderungen des Lebens bestehen. Ohnmacht und Passivität sind vielleicht unliebsame Gäste, aber keine Fremdlinge in unserem Dasein. Warum wir da sind und was der Sinn des Ganzen ist, sind Fragen, auf die wir keine harmlosen oder uns erfolgreich narkotisierenden Antworten erwarten dürfen. Uns sei der »aufrechte Gang« (Ernst Bloch) nicht nur gewünscht, sondern auch empfohlen, aber das »krumme Holz« (Immanuel Kant), aus dem wir gemacht sind, werden wir nie ganz zurechtbiegen. Es bleibt ein Spalt in uns, es herrscht ein »Mangel an Sein« (Manfred Frank) in unseren Leben, der unbehebbar ist. Deshalb brauchen wir – hin und wieder – Trost.